

Sönke Neitzel

DEUTSCHE KRIEGER

Vom Kaiserreich zur
Berliner Republik –
eine Militär-
geschichte



PROPYLÄEN

Sönke Neitzel
DEUTSCHE KRIEGER



Propyläen wurde 1919 durch die Verlegerfamilie Ullstein als Verlag für hochwertige Editionen gegründet. Der Verlagsname geht zurück auf den monumentalen Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis aus dem 5. Jh. v. Chr. Heute steht der Propyläen-Verlag für anspruchsvolle und fundierte Bücher aus Geschichte, Zeitgeschichte, Politik und Kultur.

Sönke Neitzel

DEUTSCHE KRIEGER

Vom Kaiserreich zur
Berliner Republik –
eine Militärgeschichte

Propyläen



Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de

ISBN: 978-3-549-07647-7

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten

Karten: Peter Palm, Berlin

Lektorat: Christian Seeger

Gesetzt aus Aldus nova Pro

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Inhalt

Einleitung	II
I. Auf dem Weg zur Weltmacht.	
Das Militär im Kaiserreich (1871–1918)	23
Blut und Eisen	23
Kolonien	32
Armee	36
Inneres Gefüge	36
<i>Tribal cultures</i>	41
Schikanen	44
Kriegsplanungen	51
Weltenbrand	56
Wie siegen?	56
Anpassung von Strategie und Taktik	61
Verbrechen	72
Fazit	79
II. Armee der Niederlage.	
Die Reichswehr in der Weimarer Republik (1918–1933)	83
Staat im Staate?	83
Aus der Niederlage lernen	94

Sozialstruktur und <i>tribal cultures</i>	100
Fazit	108
III. Im Zeichen des Totalen Krieges.	
Die Wehrmacht im Dritten Reich (1933–1945)	111
Auftakt	111
Wehrgemeinschaft	111
Selbstgleichschaltung	116
Kriegsvorbereitung	125
Operationen	128
Der Sprung ins Dunkle: Polen	128
Siegeslauf in Frankreich	134
Hybris und Nemesis: Der Feldzug gegen die Sowjetunion	143
Der Kampf gegen die Westmächte 1941–1944	160
Der letzte Akt: 1944/45	182
Kohäsion	190
Opfertum	196
<i>Tribal cultures</i>	199
Menschenführung	208
Primärgruppen	213
Verbrechen	216
Polen: Ouvertüre zum Vernichtungskrieg	216
»Normalkrieg« im Westen 1940/41	223
Vernichtungskrieg in der Sowjetunion	225
Signaturen der Gewalt	233
Fazit	241

IV. Friedensarmee im Kalten Krieg.

Die Bundeswehr der Bonner Republik (1955–1989) 249

Eine andere Armee braucht das Land 249

Das Ringen um die innere Ausrichtung der Streitkräfte 265

Truppenalltag 278

Skandale und *tribal cultures* 287

Kulturkampf 298

Der gespielte Krieg I 318

 Von der *massive retaliation* zur *flexible response* 318

Endlich einsatzbereit? 326

Flexible response – die Lösung der Probleme? 331

Wehrmacht in neuem Gewande? 335

Entspannungspolitik und Friedensbewegung 344

Reformen 353

Bildungsoffensive 353

Grenzen der Inneren Führung 356

Zwischen »Gammeldienst« und Leistungsgrenze 361

Der gespielte Krieg II 371

Die beste Wehrpflichtarmee der NATO 371

Kriegsnah ausbilden 383

Rückkehr zum Bewegungskrieg 385

West-östliche Wahrnehmungen 391

Traditionen 394

Fazit 402

V. Außen preußisch – innen sowjetisch.

Die Nationale Volksarmee der DDR (1952–1990)	409
Volk in Waffen	409
Armee der Partei	415
Kriegsplanung und Bündnispolitik	427
Die beste NSWP-Armee des Warschauer Paktes	434
Fazit	437

VI. Zwischen »Friedensdividende« und Auslandseinsatz.

Die Bundeswehr der Berliner Republik (1990 bis heute)	441
Neue Welt, neue Aufgaben	441
Armee der Einheit	456
Eine kleinere Bundeswehr braucht das Land	461
Erste Kampfeinsätze	466
Die Schatten der Wehrmacht	474
Die Bundeswehr in Afghanistan	487
Verantwortung für den Norden Afghanistans	490
Die Sicherheitslage verschärft sich	501
Der Kampf um die Provinz Kunduz 2009	511
Rückschläge, Erfolge, Abzug – 2010–2014	526
<i>Tribal cultures</i>	532
Der Krieg in Afghanistan im politisch-gesellschaftlichen Diskurs	551
Afghanistan – eine Bilanz	559
Die Rückkehr des Kalten Krieges?	562
Bedingt einsatzbereit	562
»Die Wehrmacht hat nichts mit der Bundeswehr gemein«	571
Resümee	583

Dank	601
 Anhang	 605
Dienstgrade Wehrmacht und Bundeswehr (Heer)	607
Militärische Gliederung	608
Verteidigungshaushalt der Bundesrepublik Deutschland von 1955 bis 1989	609
Abgeordnete des Reichstags (MdR) sowie des Bundestags (MdB), die Militärdienst geleistet haben	611
Anmerkungen	613
Quellen und Literatur	754
Verzeichnis der Abkürzungen	802
Bildnachweis	806
Personenregister.	807

Einleitung

»Die Wehrmacht ist in keiner Form traditionsstiftend für die Bundeswehr. Einzige Ausnahme sind einige herausragende Einzeltaten im Widerstand. [...] Das ist eine Selbstverständlichkeit, die von allen getragen werden muss« – diese deutlichen Sätze sprach Ursula von der Leyen am 3. Mai 2017. In der Krise um den unter Terrorverdacht stehenden Oberleutnant Franco Albrecht galt es, rasch klare Worte zu finden. Jedwede Verdächtigungen, dass der Geist längst vergangener Tage hinter den Kasernenmauern geduldet würde, sollten im Keim erstickt werden. Doch wer sich jenseits der beschwichtigenden Ministerialrhetorik ernsthaft mit den Streitkräften beschäftigte, konnte die Spuren der Vergangenheit kaum übersehen. Die Wehrmacht steckte von Anfang an in der DNA der Bundeswehr, und man kam auch im 21. Jahrhundert nicht ganz von ihr los. Das musste auch die Ministerin zur Kenntnis nehmen, als sie mit ihrer Entourage die Kaserne des Jägerbataillons 291 im elsässischen Illkirch besuchte, wo Franco Albrecht zuletzt Dienst getan hatte. Für die Bundeswehr war es peinlich genug, dass er trotz seiner offensichtlich rechtsextremen Gesinnung nicht vom Dienst suspendiert worden war. Doch damit nicht genug. Von der Leyen registrierte empört, dass ein Aufenthaltsraum der Kaserne mit allerlei Zeichnungen, Sinnsprüchen, Waffen und Ausrüstungsgegenständen aus den Zeiten der Befreiungskriege und der Wehrmacht ausgeschmückt war. Mit der lieb gewordenen Vorstellung vom deutschen Soldaten als global social worker, der als Retter, Vermittler und Beschützer weltweit hilft, Konflikte friedlich beizulegen, hatte diese Raumgestaltung herzlich wenig zu tun. Hier ging es um eine ganz andere Berufsidentität: jene des Kämpfers, der sich in eine weit zurückreichende Ahnenreihe von Kriegern stellt.

Manche halten diejenigen, die Bilder von heldenhaften Landsern in ihre Dienstzimmer hängen, schlicht für Nazis. In der Tat gehen

Rechtsradikalismus und Verherrlichung der Wehrmacht fast immer miteinander einher. Doch zur Erklärung soldatischer Identitäten trägt dieser Befund wenig bei. Untersuchungen von Verfassungsschutz und MAD zeigen, dass vielleicht drei Prozent der Soldaten einem rechtsradikalen Milieu zuzuordnen sind und damit ungefähr so viele wie in der Gesamtgesellschaft.¹ Weit mehr Bundeswehrsoldaten dürften die Wehrmacht aber nach wie vor für einen legitimen Teil ihrer Tradition halten; wohl auch jene, die in Illkirch den Raum ausschmückten. Das mag man empörend finden, aber warum ist das überhaupt so?

Verständlicher wird diese Haltung, wenn man das Militär als eine Welt mit eigenen Werten und Normen versteht, die zwar von Gesellschaft und Politik mitgeprägt wird, aber doch einen besonderen sozialen Kosmos bildet. Die reale oder potenzielle Erfahrung vom Kämpfen, Töten und Sterben unterscheidet die Streitkräfte fundamental von anderen gesellschaftlichen Gruppen. Aus der Perspektive des Soldaten haben Begriffe wie Tapferkeit, Pflichterfüllung und Kameradschaft eine viel größere Bedeutung als für einen Versicherungskaufmann oder Parlamentarier. Wer das Kämpfen in den Mittelpunkt seiner beruflichen Identität stellt, sucht sich besondere Vorbilder. In der Bundeswehr ist das zwar nur eine Minderheit, weil viele Soldaten aufgrund ihrer Tätigkeiten – als Techniker, Seeleute, Fahrer oder Verwaltungsbeamte – eher zivile Identitäten haben. Aber die Kämpfer sind keineswegs ausgestorben. Im elsässischen Illkirch waren sie 2017 offensichtlich noch zu finden. Hier dienten Männer und Frauen, die sich für den archaischeren Teil des Soldatenberufs entschieden hatten.

Dass sich Soldaten in ihrem Selbstverständnis auf den Krieg ausrichten und dafür die passenden Vorbilder suchen, ist eigentlich eine banale Erkenntnis. Die Deutschen aber haben sich mit ihr nach dem Zweiten Weltkrieg schwergetan. Der Kulturbruch war so tief, die Verbrechen waren so unfassbar, die Niederlage auch moralisch so total, dass sich ihr Verhältnis zum Militär grundlegend änderte. Zu Pazifisten wurden die meisten zwar nicht, aber Gesellschaft und Politik blickten kritischer als zuvor auf ihre Soldaten, suchten sie einzuhegen, ein Stück weit zu zivilisieren und nicht zuletzt von der Vergangenheit abzugrenzen. Freilich sind Wunschbild und Realität zweierlei. Alle deutschen Staaten haben versucht, ihren jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Rahmen möglichst umfassend auf ihre Armeen zu über-

tragen: das Kaiserreich ebenso wie die Weimarer Republik, die Nationalsozialisten ebenso wie die Kommunisten. Das funktionierte mal mehr, mal weniger gut. Vollständig gelang es nie, auch nicht in der Bundesrepublik. Dafür waren die Deutungsangebote, die die Politik für die jeweilige Rolle des Militärs zu bieten hatte, meist zu abgehoben, zu theoretisch; sie entsprangen einer Vorstellungswelt, mit der die Soldaten nicht viel anzufangen wussten. Das Militär blieb immer auch eine Welt für sich, die über die politischen Brüche hinweg erstaunlich beständig war. Zu einem tieferen Verständnis der Streitkräfte wird man nur kommen, wenn man ihre spezifische Kultur analysiert – jene Normen, Werte, Haltungen und Überzeugungen, die ihr Denken, Sprechen und Handeln bestimmen.² Die internen Debatten über soldatische Tugenden und Traditionen gehören ebenso dazu wie die Art und Weise, wie über Kriege nachgedacht wird – und wie sie geführt werden.

Für die Männer und Frauen, die den Aufenthaltsraum im elsässischen Illkirch gestaltet hatten, waren die ausgestellten Waffen und Leitsprüche gewiss nicht nur dekorative Artefakte; sie hatten Bedeutung für ihre soldatische Gegenwart. Doch was hatte das 2010 aufgestellte Jägerbataillon mit den Soldaten weit zurückliegender Zeiten zu tun? Gibt es überhaupt Kontinuitäten im militärischen Denken und Handeln, die bis tief ins 19. Jahrhundert zurückreichen? Wie unterscheiden sich die institutionellen Normen und Werte der monarchischen Kontingentarmeen, der Wehrmacht und der Bundeswehr? Gab es trotz denkbar unterschiedlicher Erfahrungen in Krieg und Frieden ähnliche Vorstellungen von den Pflichten und Aufgaben des Soldaten? Und sollte man Armeen nicht auch von ihrem professionellen Selbstverständnis her beurteilen? Was haben, so kann man fragen, ein Leutnant des Kaiserreichs, ein im Nationalsozialismus sozialisierter junger Wehrmachtoffizier und ein Zugführer der Task Force Kunduz des Jahres 2010 gemeinsam?

Das vorliegende Buch geht diesen Fragen in einem Längsschnitt nach. Ausgangspunkt ist das Jahr 1871. Die militärischen Traditionen deutscher Armeen reichen zwar noch weiter zurück, zu den preußischen Reformern aus der Zeit der Napoleonischen Kriege und teilweise noch darüber hinaus. Doch die große Zäsur in der modernen deutschen Militärgeschichte stellten zweifellos die Siege in den Eini-

gungskriegen von 1864, 1866 und 1870/71 dar. Sie waren nicht nur eine wichtige Voraussetzung für die Gründung des ersten deutschen Nationalstaats, sondern sie veränderten auch das Verhältnis der Deutschen zu ihrem Militär grundlegend. Die bürgerlich-liberale Kritik an den Streitkräften wich einer schier grenzenlosen Bewunderung. Die Siege gegen Österreich und Frankreich manifestierten zudem einen *German Way of War*: Schnelle, blitzartige und risikoreiche Angriffsoperationen waren seit 1866 das Merkmal preußisch-deutscher Kriegsführung. In der historischen Forschung wird seit Langem diskutiert, ob die deutsche Militärkultur auch durch eine besondere Gewaltkultur gekennzeichnet sei. Isabel Hull, MacGregor Knox oder Dirk Bönker argumentierten³, Deutschland habe seine Kriege in den Kolonien und in Europa von 1870 bis 1918 radikaler und brutaler geführt als die übrigen europäischen Großmächte. Dadurch seien kulturell tief verankerte Handlungsmuster entstanden, die später der Nationalsozialismus zu nutzen verstand. Der Weg nach Auschwitz begann nach dieser Lesart bereits im Kaiserreich, etwa mit dem Genozid an den Herero. Das Buch wird die deutschen Kriegsverbrechen in eigenen Unterkapiteln behandeln, zur These eines deutschen Sonderwegs eine eigene Position beziehen und auch aufzeigen, wie Bundeswehr und NVA mit dem unrühmlichen Erbe der Wehrmacht-Verbrechen umgegangen sind.

Untersuchungen, die den Kontinuitäten des deutschen Militärs nachspüren, enden zumeist 1945.⁴ Der heiße Krieg hat stets mehr Aufmerksamkeit gefunden als der Kalte. Dadurch wurden Bundeswehr und NVA in der historischen Forschung auf eigenartige Weise von ihren Vorläufern abgekoppelt. Die vorliegende Darstellung reicht hingegen bis zur Gegenwart. Sollte es so etwas wie eine nationale Militärkultur Deutschlands wirklich gegeben haben, dann ist zu fragen, was mit ihr nach 1945 passierte, was von ihr überdauerte, was geändert oder umgedeutet wurde. Das Trauma zweier verlorener Weltkriege, die Teilung Deutschlands, die Blockkonfrontation und die atomare Bedrohung formten ganz neue und höchst komplexe Rahmenbedingungen. Die Welt der Bundeswehr war eine völlig andere als die ihrer Vorgänger. Sie musste keine Kesselschlachten schlagen, keine Rückzüge organisieren, verübte keine Verbrechen. Dafür musste sie mit

einem rasanten gesellschaftlichen Wertewandel⁵ zurecht kommen und sich fragen lassen, inwieweit sie in Zeiten der potenziellen atomaren Apokalypse überhaupt noch eine Existenzberechtigung hatte. Man probte zwar den Ernstfall, lebte aber im tiefen Frieden. Die Bundeswehr war gewissermaßen in einer doppelten Ambivalenz gefangen: Sollte sie vom Krieg oder vom Frieden her gedacht werden, und sollte sie sich in die lange Tradition deutscher Militärgeschichte stellen oder nicht? Eigentlich schlossen sich beide Optionen aus, dementsprechend heftig wurde um sie gerungen. Um die außenpolitischen Anforderungen des Kalten Krieges zu erfüllen, lief es in der Praxis notgedrungen auf einen Kompromiss zwischen militärischer Binnenlogik und innenpolitischen Vorbehalten hinaus.

Mit dem Ende des Kalten Krieges und dem vermeintlichen Ende der Geschichte schien sich das Militär in seiner klassischen Form überlebt zu haben. Die doppelte Ambivalenz löste sich auf: Nun ging es nicht mehr darum, sowjetische Panzerarmeen in der norddeutschen Tiefebene zu stoppen, sondern in der Rolle des Entwicklungshelfers oder Polizisten an internationalen Einsätzen teilzunehmen. Auch die Vorbilder aus alten Tagen schienen ausgedient zu haben. Doch mit den heftigen Gefechten in Afghanistan in den Jahren 2008 bis 2011 kehrte der Kämpfer zurück ins Selbstbild der Truppe, mit der Ukraine Krise 2014 dann auch der Kalte Krieger. Und wie sich nicht zuletzt in Illkirch zeigte, war man die Geister der Wehrmacht noch nicht losgeworden.

Die außen- und innenpolitischen Rahmenbedingungen Deutschlands veränderten sich in den vergangenen 150 Jahren mehrfach fundamental. In der Binnenwelt des Militärs gab es bei allem Wandel aber bemerkenswerte Kontinuitäten, etwa im grundsätzlichen Verständnis vom Krieg und dem daraus abgeleiteten Führungsdenken. Es dominierte die Vorstellung, dass sich der Krieg der Rationalität und damit weitgehend auch der Planbarkeit entziehe. Nur der gebildete Generalist, so war man von Moltke d. Ä. bis Beck überzeugt, würde im Ernstfall als Führer den Anforderungen des Krieges gerecht werden können, nur er würde militärische Erfolge erzielen, die es der Politik ermöglichen, als gleichberechtigter Akteur in der internationalen Staatenordnung zu agieren. An dieser Auffassung änderte sich auch in der Bundeswehr grundsätzlich nichts.⁶ Die Ausbildung von Generalstab-

soffizieren zu breit gebildeten Generalisten folgt bis heute diesem Prinzip. Eine Stunde null gab es also für die Streitkräfte ebenso wenig wie für alle anderen Bereiche von Staat und Gesellschaft. Gewiss war die Bundeswehr keine Wehrmacht in neuem Gewande. Die Pervertierung des Opfergedankens gab es nicht mehr, auch keine Weltmachtfantasien und keinen Willen zur totalen Kriegführung. Krieg war aber auch weiterhin ein Handwerk, und so veränderte sich im Führungsverständnis wie auf der untersten taktischen Ebene des Heeres zunächst wenig.

Dieser Befund gilt auch für die Logik der Kohäsion der Streitkräfte, die amerikanische Soziologen im Zweiten Weltkrieg als Forschungsfeld entdeckten. Seither ist heftig darüber gestritten worden, was Soldaten dazu motiviert, ihrem Handwerk nachzugehen. Heute ist weitgehend unstrittig, dass mehrere Faktoren zusammenwirken. Da ist zum einen der Zusammenhalt der sogenannten Primärgruppen – jenes Personenverbunds, zu dem der engste soziale Kontakt besteht. Im Militär werden damit Einheiten bis zur Größe einer Kompanie (rund 120 Mann) beschrieben. Die Befragung von Wehrmachtsoldaten in amerikanischer Gefangenschaft zeigte, dass der Zusammenhalt auf dieser horizontalen Ebene für die Motivation eine wichtige Rolle spielte.⁷ Zusätzlich gestärkt wurde das Band dieser kleinen Kampfgemeinschaften, wenn die gleiche soziale oder landsmännliche Herkunft bestand oder es gemeinsame Erfahrungen in Ausbildung und Einsatz gab. Brachen die Primärgruppen auseinander, etwa durch hohe Verluste, oder wurden Einheiten so schnell aufgestellt, dass sich soziale Bindungen erst gar nicht einstellen konnten, wurde die Bereitschaft zum Kämpfen geschwächt.

Soldaten fochten aber nicht nur für ihre Kameraden. Der amerikanische Soziologe Charles C. Moskos betonte zu Recht die Bedeutung des größeren sozialen Systems: Je enger der Bezug zu Staat, Gesellschaft und zur Institution der Streitkräfte, desto höher die Bereitschaft, für diese in den Kampf zu ziehen. Es spielt also eine Rolle, ob man sich mit dem Staat, dem man dient, identifiziert, ob die Armee als effizient, die Offiziere als tapfer, ihr Verhalten als gerecht empfunden werden. Sodann ist der Auftrag, sind Anlass, Ziel und Erfolgsaussicht des Einsatzes von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wer glaubt, in einem gerechten Feldzug zu kämpfen, ist anders motiviert als derjenige, von

dem die politische und militärische Führung verlangen, in einem offensichtlich sinnlosen oder gar verbrecherischen Krieg sein Leben zu riskieren.⁸ Und wer glaubt, den Kampf siegreich bestehen zu können, kämpft motivierter als derjenige, der in einer längst verlorenen Schlacht als Kanonenfutter verheizt wird.

Horizontale und vertikale Ebene bilden im Idealfall ein festes Kohäsionsgeflecht, das Soldaten auch in schwieriger Lage motiviert, ihren Auftrag zu erfüllen. Über die Grundstruktur dieses Modells sind sich Soziologen und Geschichtswissenschaftler weitgehend einig. Unterschiedlich bewertet wird nach wie vor die Relevanz einzelner Faktoren.⁹ So hat Omer Bartov argumentiert, dass für Wehrmachtssoldaten die NS-Ideologie und nicht die Primärgruppen der ausschlaggebende Motivationsfaktor gewesen sei.¹⁰ Etliche Historiker – darunter auch der Verfasser – haben dem widersprochen und dafür plädiert, die Bedeutung der Primärgruppen hervorzuheben und den ideologischen Faktor nicht überzubewerten.¹¹ Auch im Falle der Bundeswehr lässt sich trefflich über die Bedeutung einzelner Aspekte dieses Modells streiten.¹² Dass beide Kohäsionsebenen ihre Bedeutung haben, wird man angesichts der reichhaltigen internationalen Forschungsergebnisse kaum bestreiten können. Entscheidend ist, dass sich das Grundprinzip des Modells auf alle deutschen Armeen übertragen lässt und so interessante Vergleichsmöglichkeiten eröffnet.

Die Darstellung geht chronologisch vor und nimmt die Streitkräfte des Kaiserreichs, der Weimarer Republik, des NS-Regimes, der Bonner Republik, der DDR und schließlich der Berliner Republik in eigenen Kapiteln in den Blick. Gut die Hälfte des Buches handelt von der Zeit nach 1945. Dieser Zeitabschnitt ist von der Geschichtswissenschaft bislang am wenigsten bearbeitet worden, obwohl es zu ihm die meisten Quellen gibt. Bundeswehr und NVA haben aus den Jahrzehnten des Kalten Krieges mehr Akten hinterlassen, als ein Mensch in seinem Leben lesen kann. Auch kommende Generationen dürften also noch genügend Stoff zum Forschen haben. Für die Zeit nach 1990 ist die Aktenüberlieferung spärlicher, weil die meisten Dokumente einer 30-jährigen Schutzfrist unterliegen und der Forschung noch nicht zur Verfügung stehen. Es ist aber möglich, Unterlagen vorzeitig freigeben zu lassen, und ein guter Geist im Verteidigungsministerium hat mir

die allermeisten meiner Anträge auf Akteneinsicht dankenswerterweise genehmigt. Zudem habe ich mit rund 200 Zeitzeugen gesprochen, die mir viel Erhellendes zur Bundeswehr und zu den Auslandseinsätzen berichtet haben. Einige von ihnen konnte ich zitieren, die meisten aber sind noch aktive Soldaten und wollen lieber anonym bleiben.

Jedes der sechs Kapitel untersucht die jeweiligen Streitkräfte aus drei unterschiedlichen Perspektiven. *Zu Beginn* werden die von Politik und Zivilgesellschaft gesetzten Rahmenbedingungen skizziert. In jeder Epoche bildeten Verfassung, historische Erfahrung, internationale Machtkonstellationen sowie technische und wirtschaftliche Entwicklung einen ordnenden und organisierenden Referenzrahmen. Er bestimmte darüber, welchen Stellenwert Politik und Gesellschaft den Streitkräften zubilligten, wie viel Geld für die Rüstung ausgegeben, wer aus welchen Gründen rekrutiert wurde. Innergesellschaftlich fächerte sich dieser Referenzrahmen weiter auf; so hatten etwa Sozialdemokraten schon im Kaiserreich einen anderen Blick auf das Militär als Mitglieder konservativer Parteien. Gleichwohl gab es eine epochenspezifische Haltung ihm gegenüber. Wer 1908 oder 1938 oder 1988 seinen Einberufungsbescheid bekam, reagierte darauf zeitbedingt ganz unterschiedlich. 1988 stellte man sich geradezu selbstverständlich die Frage, ob man zur Bundeswehr gehen, Ersatzdienst leisten oder sich die Sache irgendwie ganz ersparen sollte. 1908 oder 1938 stellte sich diese Frage nicht. Alle jungen Männer gingen zum Militär; es war eine Pflicht, die man nicht unbedingt liebte, die zu erfüllen aber praktisch jeder bereit war.

Eine *zweite Perspektive* widmet sich dem inneren Gefüge der Streitkräfte. Die höheren Stäbe waren mehr oder minder intensiv bemüht, dem Primat der Politik Rechnung zu tragen und die politischen Vorgaben in militärische Verordnungen und Vorschriften zu übertragen. Bereits die mittleren Führungsebenen aber folgten eher einer innermilitärischen Logik und versuchten, allzu störende politische Vorgaben von der eigenen Profession fernzuhalten. Hier trafen Einflüsse von außen, althergebrachte Traditionen sowie pragmatische Anpassungen an die Notwendigkeiten einer Massenorganisation in Krieg und Frieden aufeinander. So entstand ein Referenzrahmen des Militärs, der das Binnengefüge der Streitkräfte strukturierte und organi-

sierte. Jeder, der zum ersten Mal eine Kaserne betrat, lernte die daraus folgenden Regeln schnell und begriff meist nach wenigen Wochen, wie das System funktionierte. Hier geht es darum nachzuzeichnen, welches Bild vom Soldaten, seinen Pflichten und Tugenden die Streitkräfte in den jeweiligen Epochen entwickelten, was oben angeordnet und unten ausgeführt wurde. Alle Kapitel thematisieren beispielsweise das Ausmaß an Drill, Schikane und Missbrauch der Soldaten. Romane wie »Im Westen nichts Neues« oder »08/15« haben dem Typus des Schleifers literarischen Ausdruck verliehen. Es wird danach zu fragen sein, in welchem Maße dieses populäre Bild der Realität entsprach.

Einen bislang kaum beachteten Teil der Binnenstruktur der Streitkräfte bilden die verschiedenen Waffengattungen, ab 1955 Truppengattungen genannt. Sie formten einen eigenen Habitus, schufen eigene Traditionsbilder und Riten, wodurch die soziale Struktur der Streitkräfte zusätzlich ausdifferenziert wurde. Mit Einführung der feldgrauen Uniform 1909 waren die Waffengattungen nur noch durch farblich unterschiedlich gestaltete Schulterstücke, Kragenspiegel und Rangabzeichen zu erkennen. Seither war die Waffenfarbe zur Abgrenzung und damit zur Identitätsstiftung von besonderer Bedeutung. Bis heute ist der Begriff »Fehlfarbe« als Bezeichnung für andere Truppengattungen jedem Bundeswehrsoldaten geläufig. Exemplarisch werden hier Infanterie/Jägertruppe und Kavallerie/Panzertruppe untersucht, die den Kern der Kampfverbände des Heeres bildeten. Ihre Ausrichtung auf das Gefecht formte eine Kriegerkultur, die über alle politisch-gesellschaftlichen Zäsuren hinweg ein hohes Maß an Kontinuität aufwies. Wer die Gestaltung des Aufenthaltsraumes in Illkirch verstehen will, muss hier ansetzen.

In gewisser Weise ähneln die Truppengattungen den *tribal cultures* amerikanischer Ureinwohner, etwa der Apachen oder Comanchen, deren Untergruppen sich in Lebensweise, Dialekt und sozialer Zusammensetzung abgrenzten, äußerlich voneinander unterschieden und miteinander rivalisierten. Gleichwohl unternahmen sie gemeinsame Kriegszüge und fühlten sich derselben Gemeinschaft zugehörig.¹³ In den europäischen Armeen der Moderne bildeten sich ganz ähnliche *tribal cultures* aus.¹⁴ Der Begriff *tribe* ist hier nicht im wörtlichen Sinne als »Stamm«, sondern sinnbildlich zu verstehen. Besondere Bedeutung bei der Ausbildung dieser *tribal cultures* kam den Regimentern